

Professor Dr. Martin Tamcke

Prodekan der Theologischen Fakultät der Georg-August-Universität Göttingen

„Christen und Kirchen im Mittleren Osten – bedrängt, bedroht, verfolgt“

21. November 2017, Bielefeld-Bethel

Lassen Sie mich zunächst kurz erklären, wie ich dazu gekommen bin, mich über die Jahrzehnte hinweg mit den orientalischen Christen zu beschäftigen.

Vor über vierzig Jahren reiste ich als Student in die Südosttürkei, um zum ersten Mal dort im Kloster Mar Gabriel sein zu können, mitten in den politischen und militärischen Spannungen dort, am Anfang der dann immer stärker werdenden Migration in Richtung Europa. Vorausgegangen waren einige Monate zuvor Gespräche mit einem Mönch im Markuskloster in Jerusalem, der mir dringlich zu dieser Reise geraten hatte und mir auch die Anschriften mitgab, die mir dort die Türen öffnen sollten. Tief beeindruckt von der Feier der syrisch-orthodoxen Osterliturgie in der Grabeskirche bin ich dann noch im selben Jahr mit dem Bus von Göttingen über Istanbul gefahren und habe mich dort nach langen Diskussionen mit den ängstlichen Busfahrern – es war die Zeit des Bürgerkrieges im Osten der Türkei zwischen der PKK und der türkischen Regierung – in den Bus nach Bagdad gesetzt. Unterwegs stieg ich in Midyat aus und befand mich nun mitten im Gebiet der politischen und militärischen Spannungen und zugleich mitten im Kerngebiet syrischen Mönchtums. Nun stand ich vor den damals noch lebendigen spirituellen Zentren der syrischen Orthodoxie, stand sozusagen vor den Türen zum geistlichen Schatzhaus der Aramäer. Die Türen öffneten sich. Diese Erfahrung gastfreundlicher Aufnahme vor 42 Jahren blieb das Fundament meiner Beziehung zur Syrisch-Orthodoxen Kirche durch alles Auf und Ab bis heute. Das Kloster ist heute ganz verändert, die Gemeinschaft der letzten syrisch-orthodoxen Christen dort auch. Was mit dem Markuskloster und dem Mar-Gabriel-Kloster begann, erweiterte sich mit den Jahren. Und so habe ich alle Kirchen der orientalisch-orthodoxen Kirchenfamilie ein Stück weit von innen kennenlernen dürfen, und sie wurden schließlich zu einem gewichtigen Aspekt meines Lebensinhaltes, meines Lehrens und Forschens. Heute rede ich nicht nur als Professor der Ökumenischen Theologie, sondern auch als jemand, in dessen Herz die orientalische Orthodoxie eine Heimat hat.

Mein Großvater verlor im Ersten Weltkrieg in der Schlacht an der Somme sein rechtes Bein und entschloss sich, Theologie zu studieren, um dem kriegerischen Wüten auf dieser Welt ein Leben aus der Friedensbotschaft Jesu entgegenzustellen.

Mein Vater erblindete im Zweiten Weltkrieg. Auch er sah das Studium der Theologie als einzig mögliche Antwort, auf eine von mutwilliger Zerstörung gezeichneten Welt zu reagieren. Dem Erbe meiner Vorväter in diesem Aspekt positiv verpflichtet, habe ich mich mit meinem Leben der Suche nach Versöhnung und Gemeinschaft verschrieben und da ich mich nun einmal auf das orthodoxe Christentum und die orientalischen Christen konzentriert hatte, war ich in dieser Hinsicht schon bald in vielfältiger Hinsicht im Blick auf die orientalischen Christen gefordert. Seither hat mich das orientalische Christentum nicht mehr losgelassen. Was dort geschah, ging mich auf einmal etwas an. Und ich empfand es oft als Auftrag an mich, mich dessen im Blick auf Deutschland irgendwie anzunehmen.

Die zahlreichen Forschungsprojekte in Göttingen zum christlichen Orient schlugen mich in ihren Bann. Die archäologischen Projekte Gernot Wiesners ebenso wie die Konkordanz zur syrischen Bibel oder die zahlreichen Editionen Strothmanns und das Projekt zum syrischen Christentum Zentralasiens, bei dem dann meine wissenschaftliche Karriere begann. Wir alle waren herausgefordert, als plötzlich die gesamte syrisch-orthodoxe Bevölkerung der Südosttürkei – nur ein winziger Rest lebt heute noch in der südosttürkischen Heimat – in die Migration zunächst nach Deutschland, später auch nach Schweden ging. Der Forschungsgegenstand hatte sich aufgrund der unerträglichen Lage infolge des Bürgerkrieges sozusagen auf die Wanderschaft gemacht und befand sich nun nicht mehr im Orient, sondern als unser Nachbar nebenan und vor unserer Haustür. In Deutschland und Schweden leben heute deutlich mehr syrisch-orthodoxe Christen als in Syrien. Was das auf Dauer für Theologie, Selbstverständnis und Kirche der Syrer bedeutet, ist auch heute noch kaum zu ermessen.

Ich habe daher zu Beginn des Krieges in Syrien – aber auch schon davor – und angesichts der sich in allen Ländern der Region verschlechternden Situation der Christen zunächst immer wieder gehofft, im Verbund mit Freunden vor Ort zum Verbleib im Land ermutigen zu können. Das konnte nicht dauerhaft gelingen. Sehr schnell holten zum Beispiel viele der syrisch-orthodoxen Familien in Deutschland ihre Familien aus Syrien heraus. Wir mussten umdenken und kreativer werden. Ich habe in diesem Krieg zahlreiche Menschen verloren, die mir viel bedeutet haben: Menschen, mit denen ich gearbeitet habe, Menschen, die mich in ihren Gemeinden aufgenommen hatten, Menschen, denen ich partnerschaftlich verbunden war. Wenn

ich da etwa auf Mar Gregorios Yuhanna Ibrahim hinweise, so weiß ich, dass etwa Bischof Polycarpus ebenso durch Beziehungen zu ihm von dessen Entführung betroffen ist wie ich. Wir haben darüber nie gesprochen. Darüber muss man wohl auch nicht sprechen. Man weiß da umeinander. Mit Mar Gregorios Yuhanna Ibrahim verbinden mich zahlreiche in Syrien ausgerichtete Konferenzen, verbinden mich gemeinsame Reisen in Deutschland, verbinden mich Kaffeegespräche bei ihm zuhause, verbindet mich die gemeinsame Arbeit an syrischen Quellen und die gemeinsame Arbeit bei der katholischen Stiftung „Pro Oriente“. Einmal haben wir mit der Hilfe des niedersächsischen Kultusministers unter Einschluss anderer Bischöfe und religiöser Würdenträger – auch des Islams – versucht, ein Zentrum für interreligiösen Dialog an der Universität Damaskus zu gründen. Minister Stratmann warf bei den Gesprächen besonders in Aleppo und Damaskus sein ganzes Gewicht in die Waagschale, damit die Idee auch in die Realität umgesetzt werde. Es kam schließlich anders. Dass wir nicht wissen, ob Mar Gregorios Yuhanna Ibrahim und sein rum-orthodoxer Kollege noch leben oder nicht, beunruhigt mich bis heute. Vier Jahre sind seit ihrer Entführung vergangen und uns bleibt nichts als das Gebet und die Hoffnung.

Andere, wie Bruder Paulo, der Abt des Mosesklosters, sind wohl erschossen worden. Immer war er ein offener und spirituell bewegter und bewegender Gastgeber. Aus seiner Opposition zur gegenwärtigen Regierung in Syrien machte er keinen Hehl. Der Aufforderung, das Land zu verlassen, war er nicht gefolgt. Der entführte rum-orthodoxe Metropolit Pavlos Yazigi ist der Bruder des gegenwärtigen rum-orthodoxen Patriarchen Johannes X. Yazigi von Antiochien. Ich will die Liste hier nicht fortsetzen. Wir alle wissen, wie in diesen Ländern gelitten wird. Und dass da die Christen auch in großer Zahl fliehen, ist nur zu verständlich. Selbst der syrisch-orthodoxe Patriarch agiert jetzt weithin vom Libanon aus. Tausende armenischer Gläubiger folgten dem Angebot der Republik Armenien und ließen sich dort nieder, noch deutlich mehr finden sich im Libanon, in Deutschland, in Schweden ein. Sie alle erzählen Geschichten.

Als ich mit meinen Studierenden ein ostsyrisches Flüchtlingszentrum im Libanon aufsuchte, fragten meine jungen Theologiestudierenden die jungen ostsyrischen Flüchtlinge aus der Khabur-Region, ob sie, wenn der IS in ihrer Region besiegt worden sei, zurückkehren würden in ihre Heimat. Die ostsyrischen Jugendlichen

verneinten. Sie hätten den Eindruck, dass sie in der Region nicht willkommen seien. Sie verwiesen darauf, was ihnen im vergangenen Jahrhundert besonders 1915, dem Völkermord, und 1933, den Massakern von Semile, wiederfuhr. Wir hatten die Vorgänge in der Khabur-Region von Anfang an mitverfolgt, waren besorgt, als ganze Dörfer vom IS in die Gefangenschaft geführt worden waren. Hilfen wurden organisiert, auch ganz praktische, die etwa Kleidung und Essen und notwendige Technik in die Region brachten. Andere organisierten dringend benötigte Medizin oder begleiteten die Migranten. Meine Studierenden hatten für die hunderte von Flüchtlingen in dem Flüchtlingszentrum bei Beirut tagelang gekocht, um ihre Solidarität symbolisch zum Ausdruck zu bringen. Wir hatten miteinander die Liturgie gefeiert, wir sangen, wir diskutierten und beteten miteinander. Aber mehr als ein Zeichen der Solidarität konnte das nicht sein.

Dennoch: Wenn ich heute über die Situation der Christen im Orient reden soll, so rede ich nicht als ein Analytiker, rede ich nicht als einer, der eine politische Option gegen Widerstände durchsetzen will. Ich bin dankbar für alle Freunde in der Region, die mich fortlaufend informieren, die auch immer wieder aus der Region zu mir nach Deutschland kommen, um zu berichten – und dann wieder zurückkehren an jene Orte, an denen sie dringend gebraucht werden. Die meisten sind Geistliche und Bischöfe, aber auch zahlreiche Akademiker. Jährlich veranstalten wir mehrmals Konferenzen mit unseren Freunden aus Syrien oder Ägypten in Deutschland oder in Ägypten, zuweilen auch im Libanon. Wir laden dazu auch Politiker und Journalisten und Vertreter der Zivilgesellschaft ein. Wir suchen in diesem Zusammenhang aktiv das Gespräch mit der Bundesregierung. Es hat mich übrigens schlicht gefreut, dass ich einige meiner christlich-orientalischen Freunde auch in Moskau traf. Längst hat sich so etwas wie ein Zugehörigkeitsgefühl eingestellt auf beiden Seiten. Mich machen solche Zufallstreffen dankbar. Zeigen sie doch, dass wir in Deutschland da mit unseren Bemühungen um die orientalischen Christen nicht allein stehen.

Und ich will da gern gestehen, dass ich mir da vieles in Deutschland sogar schneller gewünscht hätte, entschiedener und auch weniger ängstlich im Blick darauf, wie solch Aktionen sich rechtfertigen lassen im Konzert der Rücksichten, die momentan in der deutschen Gesellschaft genommen werden müssen angesichts von Empfindlichkeiten in der Folge der gesamtgesellschaftlichen Veränderungsprozesse. Abseits der in institutionellen Bahnen erfolgenden Hilfen haben alle, die schon lange

den Kirchen Syriens und des Irak verbunden waren, Hilfsprojekte in Syrien und in den Nachbarländern gestartet und sich auch um die christlichen Migranten gekümmert. Ein ehemaliger Austauschstudent von mir, der über ein Studienprogramm an der Near Eastern School of Theology ein Jahr mit seiner Frau im Libanon studiert hatte, dort später auch Vikar war, hat ein eindrückliches Hilfswerk auf die Beine gestellt, hat selbst Trucks in den Irak mit Spenden seiner Gemeindeglieder beladen und begleitet. So brachte er die nötigsten Hilfsmittel in die Region. Ein mir befreundeter Priester hat in Homs ein Studentinnenwohnheim wieder aufgebaut und eines unserer Göttinger Studentenwohnheime hat mit diesem Heim eine Partnerschaft begonnen. Parallel zur Gemeindeperschaft, die eine Stadtteilgemeinde mit einer Gemeinde in Homs einging. Alle vier Wochen gibt es in Göttingen im Gottesdienst einen Block auf Syrisch und Arabisch, den die deutschen Gemeindeglieder eingeübt haben. Sie beten und singen so in den Sprachen ihrer Partner. Und umgekehrt haben die Partner deutsche Lieder und Gebete eingeübt und singen und beten für ihre Partner in Deutschland. Und ich empfinde es als gutes Zeichen, wenn meine Landeskirche eine Partnerschaft zu fünf christlichen Schulen in Syrien eingegangen ist. Die guten Erfahrungen, die die Partnerschaft zwischen der rum-orthodoxen Kirche (Patriarchat Antiochia) und der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck gezeitigt haben, ermutigen. Hier waren gleich zu Beginn des Krieges die ersten Medikamententransporte nach Syrien gestartet. Eine Reihe von Lehrstühlen in Deutschland, darunter auch unser Institut in Göttingen, haben Studenten aus dieser Kirche aufgenommen. Die hannoversche Landeskirche wird die fünf protestantischen Schulen der National Synod in Syrien unterstützen.

Die folgenden Zahlen zu den Migranten sind leider nicht nach Religionszugehörigkeit differenziert. Wir haben uns gerade in Frankfurt bei einer Konferenz ausgetauscht über das enorme Wachstum der christlichen Migrantengemeinden aus der Region in Deutschland und den Nachbarstaaten und hatten dazu einige Spezialisten unter uns. Manchmal schaffen die Notlösungen hier größere kirchliche Probleme. Es gab zuweilen übrigens tatsächlich auch Spannungen zwischen Muslimen und Christen in den Lagern in Deutschland. Es gab auch Konversionen von Muslimen zum Christentum. Aber es wäre falsch, diese Fälle zu Normalfällen zu stilisieren. Überall entstehen Zentren nun auch armenisch-katholischer, maronitischer, assyrischer, rum-orthodoxer, chaldäischer Migranten. Letztere haben gerade in Stuttgart ein neues Zentrum eröffnet. Die Situation der Assyrischen Apostolischen Kirche des

Ostens ist besonders schwierig. Die sehr wenigen Priester erhalten kaum Gehalt und müssen weit verstreute Gemeinden betreuen.

Die Zahl der syrischen Flüchtlinge in der Region beträgt nach der jüngsten UN-Statistik insgesamt 5.306.503. Die wirkliche Zahl dürfte deutlich darüber liegen. Hinzu kommen die erheblichen Flüchtlingsbewegungen in Syrien selbst. Davon befinden sich in der Türkei: 3.251.997, im Libanon: 1.001.051, in Jordanien: 654.582, im (Nord)-Irak: 244.235, in Ägypten: 124.534, Nordafrika: 30.104. Die Anzahl der Asylanfragen von Syrern in Europa lag zwischen April 2011 und Juli 2017 bei 970.316, davon entfallen 64 Prozent auf Deutschland, 21 Prozent auf Ungarn, Österreich, die Niederlande, Dänemark und Bulgarien. Weitere 15 Prozent auf andere Länder.

Ich erspare mir hier die entsprechenden Flüchtlings- und Migrantenzahlen für die anderen Länder der Region. Mit großer Sorge verfolgen wir die Kämpfe zwischen den Kurden und der irakischen Regierung, aus der jüngst die Kurden als Besiegte hervorgingen. Der Irak hat 75 Prozent seiner Christen durch Migration nach der amerikanischen Invasion verloren. In Ägypten hat seit dem Bombenattentat auf eine Kirche am Ende des letzten Jahres der Herrschaft Mubaraks bis heute die Bedrängung der Christen – auch durch Attentate, brennende Kirchen, mehr noch durch alltägliche Willkür und Marginalisierung – nicht aufgehört, sehr bedenkliche Ausmaße anzunehmen. So fliehen die Christen, die einfach die Bedrückung und Aussichtslosigkeit oder gar die nackte Gewalt nicht mehr ertragen können oder wollen. Sie fliehen aus dem Irak, Syrien, Eritrea.

Angesichts der Situation ist es fast ein Wunder, dass immer noch Christen im Iran und in der Türkei ausharren. Die Kirchen versuchen, Zeichen zu setzen. Fast alle mussten mittlerweile ein neues Oberhaupt wählen und sie wählten demonstrativ oft jemand, der aus dem Westen dann in den Orient übersiedelte: die Syrisch-Orthodoxen etwa wählten einen Bischof aus den USA, die Armenisch-Katholischen einen Bischof aus Frankreich. Die Assyrische Apostolische Kirche des Ostens sorgte zugleich dafür, dass der Sitz ihres Patriarchen in den Irak verlegt wurde, während sein Vorgänger noch in den USA residiert und jede Rückkehr in den Orient abgelehnt hatte. Er war seinerzeit aus Teheran in die USA übergesiedelt. Kirchen werden, wo möglich, restauriert. Kirchen in der Region sind auf ihre jeweils weltweite Diaspora

angewiesen und müssen, um funktionieren zu können, mit ihren Leitungsorganen in sichere Regionen ausweichen in provisorische Zentren, von denen aus sie Kirchenleitung so gut es geht zu gewährleisten suchen. Es gibt ein erstes, noch sehr provisorisches Heft, das die EKD dazu hat erstellen lassen, das die Ausmaße der Zerstörung von Sakralbauten andeutet. Wo Christen sich zur Rückkehr bewegen lassen, da müssen die Geisterstädte wieder mit allem ausgerüstet werden, was Leben in ihnen erst lebbar macht. Die deutschen Studierenden, die dort in den vergangenen Wochen reisten, trafen nicht nur auf Zerstörung, sondern auch auf viele weiterhin leere christliche Ortschaften. Aber wer würde schon zurückkehren in ein Gebiet, in dessen Nachbarschaft sich nun Kurden und irakische Armee kämpfend gegenüberstehen? Wer kehrt zurück in eine Situation, die noch von Ferne nicht erkennen lässt, dass Werte wie Religionsfreiheit oder Minderheitenschutz auch Rechtswirklichkeiten vor Ort werden und das, was den Minderheiten widerfuhr auch in die kollektive Erinnerung von Mehrheiten Eingang findet? Das der IS bei der Eroberung von Deir-es-Zor das Denkmal zum Gedenken an den Völkermord an den Armeniern zerstörte, hat symbolische Bedeutung und sollte auf Dauer zu veränderten Schulbüchern führen. Aber solche Ideen sind Wünsche an eine Zukunft, die noch nicht zu sehen ist. Es ist klar: nur ein Teil der Christen wird zurückkehren und die jüngste Erklärung von Trump und Putin dazu, dass es ein militärisches Ende des Krieges in Syrien nicht geben werde, zerstörte viele voreilige Hoffnungen.

Ich sprach schon vom Frust meiner Studierenden in den Flüchtlingslagern angesichts der Tatsache, dass viele – gerade junge Christen – nicht zurückkehren wollen. Das hat viele Gründe. Wohl 25.000 Armenier haben das Angebot angenommen, aus Syrien nach Armenien überzusiedeln. Wir versuchen, uns deren Situation gerade durch ein kleines Projekt näher anzusehen. Unter denen, die nach Australien oder Kanada oder auch zu uns nach Deutschland ausgewandert sind, ist die Option, in den Gastländern zu bleiben, nicht niedrig anzusetzen. Zu sehr bieten die hier bereits etablierten Migrationsgemeinden der christlich-orientalischen Kirchen einen guten Anknüpfungspunkt. Die syrisch-orthodoxen Christen aus dem Tur Abdin, die in Deutschland seit den 60er Jahren leben, haben zahlreiche Familienangehörige besonders in Nordsyrien gehabt, die sich nach dem Völkermord 1915 auf syrisches Gebiet begaben. Für viele ist die Zusammenführung hier natürlicher als es die künstlich nach dem Ersten Weltkrieg gezogenen Grenzen in der syrisch-irakischen Region für sie sind (Folge auch des Sykes-Picot-Abkommens und der französischen

Aufteilung Syriens nach ethnischen Gesichtspunkten, die die Fraktionierung noch verstärkten und sich heute verheerend auswirken).

Syrien erlebte vor dem Krieg ein explosives Bevölkerungswachstum (1922: 1.510.319; 1932: 2.132.732; 1960: 4.565.321; 1970: 6.304.685; 1981: 9.171.622; 2004: 17.793.000). Von den 19,4 Millionen Einwohnern 2008 waren 14,6 Millionen Sunniten, 2,4 Millionen Alawiten und Schiiten, 0,5 Millionen Drusen und 1,9 Millionen Christen. Das sind die Zahlen der staatlichen Ämter. Einige Kirchen geben deutlich höhere Zahlen für ihre Gemeinschaften an.

Zum rum-orthodoxen Patriarchat von Antiochia gehörten in Syrien vor dem Krieg – ich berufe mich wiederum nur auf die offiziellen Zahlen, die diskutiert werden können – 1.000.000 Gläubige (gegenüber 1970 – damals 450.000 – mehr als verdoppelt). Die Theologische Fakultät an der rum-orthodoxen Universität zu Balamand aber liegt im Libanon. Sitz des Patriarchates (offiziell: von Antiochia) ist heute Damaskus. Seit 1899 leiten Araber die Kirche. Bis dahin hatte der griechische Klerus die Kirchenleitung inne. Weltweit gehören 2,7 Millionen Gläubige zu dieser Kirche. Wichtige Wallfahrtszentren sind das Marienkloster von Saydnaya (aus dem 6. Jahrhundert, birgt zahlreiche Handschriften) und das Kloster der Heiligen Thekla von Ma'lula (bei Damaskus). Durch Zuwanderung von Überlebenden des Völkermords war die armenische Kirchengemeinschaft vor dem Krieg die drittgrößte des Landes (200.000, seit 1970 verdoppelt). Sie gehört weithin zum Patriarchat von Antelias (dem großen Haus von Kilikien), allerdings untersteht der in Damaskus residierende Bischof dem Katholikos-Patriarchat von Etschmiadzin.

Auch das Wachstum bei der Syrisch-Orthodoxen Kirche (1999: 150.000; 1995 89.400; 1970: 80.000) ist deutlich. Infolge der weitgehenden Vernichtung der syrisch-orthodoxen Kirche siedeln viele Überlebende aus der Südosttürkei nach Syrien über. 1923 wird der in Mardin befindliche Patriarchatssitz zunächst nach Homs und 1959 nach Damaskus verlegt. 1996 wird das Kloster Saydnaya nördlich von Damaskus als neues Zentrum gegründet.

Zur Assyrischen Apostolischen Kirche des Ostens gehören heute schätzungsweise 15.000 Gläubige. Ihre Gläubigen waren zumeist unter erheblichen Opfern grausamen Verfolgungen entronnen, zuletzt in den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts aus dem Irak.

Zur katholischen Kirchenfamilie gehören die Melkiten (2008: 284.000; 1970: 100.000), die Maroniten (2008: 49.000, 1970: 25.000) und die Syriener (2008: 62.000, 1970: 20.000), zu denen das berühmte Moseskloster als spirituelles Zentrum gehört. Die Armenisch-Katholische Kirche (2008 21.500; 1970: 22.000), ist eine der wenigen rückläufigen Glaubensgemeinschaften des Landes, Chaldäer (2007: 15.000, 1970: 6.000) und Lateiner (ca. 15.000).

Die Zahl der Protestanten ist nur für die etablierten Großkirchen halbwegs zu erheben (Armenisch-Evangelische Union; Assyrisch-Evangelische Gemeinde; Nationale Evangelische Synode) und hat Wurzeln etwa in der Missionsarbeit amerikanischer Presbyterianer oder deutscher Lutheraner (Deutsche Orientmission). Ihre Zahl dürfte bei 25.000 liegen (die Angaben zu ihnen unterliegen starken Fluktuationen). Die charismatischen und pfingstlerischen Kirchen werden nicht erfasst. Seit Mitte der 70er Jahre sind die Adventisten verboten, deren erste Gemeinde 1893 in Aleppo gegründet worden war. Ihr Gemeindezentrum in Damaskus wurde geschlossen, zahlreiche Pastoren und Gemeindeglieder verhaftet. Die Anschuldigung lautete: sie seien eine israelfreundliche Organisation.

Alle Kirchen haben Mitglieder verloren, aus allen Kirchen stammen Migranten, alle Kirchen müssen mit unterschiedlichen politischen Optionen umgehen, je nachdem, ob sie sich auf Regierungsgebiet, auf dem Gebiet der Kurden, der Opposition oder gar der islamistischen Gruppen befinden. Ein eigenes Gebiet haben sie nicht. Alle müssen damit fertig werden, dass aus ihren Reihen Gläubige um ihres Glaubens willen starben. Die Kirchen reagieren teilweise darauf mit Kanonisierung von Neomärtyrern.

Die Kirchen stehen angesichts der zahlreichen Märtyrer, die das Unrecht in den Ländern hervorruft, in den die orientalischen Christen siedeln, so auch vor großen spirituellen Herausforderungen. Ich hatte mich mit einigen Bischöfen der rum-orthodoxen Kirche verabredet, um mit ihnen über die Frage zu sprechen, wie sie mit den Neo-Märtyrern umzugehen gedenken. Wir hatten ein gutes Gespräch dazu, dass die ungeheuer angespannte Lage im Land eindrücklich wiedergab. Nein, hieß ihre Antwort, derzeit könnten sie keine Neomärtyrer kanonisieren. Die politische Lage ließe das nicht zu. Sie wiesen auf den weit über Syrien hinaus bekannt gewordenen Fall hin, bei dem ein Priester sich schützend vor die Demonstranten gestellt hatte,

während die reguläre Armee mit geladenen Waffen und Panzern gegen sie vorrückte. Die Regierung weist zurück, dass er durch Regierungssoldaten getötet wurde, die Demonstranten und Gläubigen hingegen äußern sich dazu eindeutig die Regierungstruppen belastend. Wie auch immer: Das scheint ein geordnetes Kanonisierungsverfahren, das nicht politischen Gefälligkeiten, sondern spirituellen Notwendigkeiten folgt, momentan unmöglich zu machen. Und doch lebt auch in der rum-orthodoxen Kirche das Zeugnis derer, die da für ihren Glauben sterben.

Ein gutes Zeugnis für dieses Bewusstsein gibt das jüngste Buch von Bischof Elias Toumeh, der darin Traueransprachen gesammelt hat, die gerade auch aus solchen Anlässen gehalten wurden. Ganz anders ist die Situation in der Koptischen Orthodoxen Kirche. Ich war 2015 gerade mit Studierenden auf Exkursion in Ägypten, als ich den Anruf erhielt, ob ich bereit sei, dem Papst zu kondolieren. Gerade waren 21 Kopten in Libyen hingerichtet worden. Ich sagte für mich und meine Studierenden sofort zu und erschien mit ihnen wenige Minuten vor dem Eintreffen Sisis, des Staatspräsidenten. Unseren Gepflogenheiten gemäß sprach ich dem Papst und den versammelten Bischöfen, Würdenträgern und ägyptischen Intellektuellen mein Mitgefühl und Beileid aus. Da wandte sich Bischof Raphael mir zu und erklärte, dass die ermordeten jungen Kopten nicht nur ein Anlass zur Trauer seien. Sondern auch ein Segen für das Land. Tatsächlich kann ich mir schon lange keines der Videos mehr ansehen, die mir entsprechende Hinrichtungen von Christen zeigen. Viele Kopten aber sahen sich das vom IS verbreitete Video immer wieder bis zum Schluss an. Mich irritierte das hinter mir laufende IS-Video bei den Interviews, die ich in den Studios des ägyptischen Fernsehens zu geben hatte. Es war mir nur schwer möglich, mich davon soweit frei zu machen, dass ich zu seriösen Antworten in der Lage gewesen wäre. In einem Interview sagt Bischof Thomas deutlich, warum der Märtyrergedanke so entscheidend wichtig für die Kopten heute ist: „Wer keine Angst hat, kann lieben, vergeben und Stärke zeigen.“ Der Bischof weiß durchaus um das, was da sprachlos macht und gesteht es auch für sich ein. Er belegte dies mit dem Fall einer Frau, die der Ermordung ihrer Schwester in jungen Jahren zusehen musste, nach Amerika floh und ihren Mann dann beim Attentat auf das World Trade Center am 11. September 2011 verlor. „Diese Frau hat zweimal eine geliebte Person aufgrund desselben Hasses verloren. Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Es gibt keine Worte in einer solchen Situation. Es ist traumatisch.“

Der Bischof weist ausdrücklich auf den Zusammenhang von Martyrium und Ungerechtigkeit hin. „Und das ruft uns, die wir Zeugen des Martyriums werden, auf, uns mit aller Kraft dafür einzusetzen, dass Gerechtigkeit hergestellt wird.“ Daher setze sich die Kirche für die Menschenrechte ein. Das ergäbe sich zwangsläufig. „Und schließlich versuchen wir, die Liebe unter den Menschen wiederherzustellen. Alle Menschen sind in den Kreislauf der Liebe und Vergebung eingebunden, auch die Mörder.“ Die Antwort auf das Martyrium könne nicht Ungerechtigkeit sein. Die westlichen Kirchen müssten nicht gekreuzigt werden, um die Bedeutung des Martyriums zu verstehen. Aber sie können uns helfen, das Kreuz zu tragen [...].“ Das Kreuz zu tragen könne den westlichen Kirchen zum Segen werden. „Die Märtyrer schicken einen Schrei. Die Frage ist, ob wir ihn hören wollen oder nicht.“ Was auch immer theologisch differenziert zur Märtyrerfrage zu sagen sein mag: Eben dies ist die Frage. Hören wir den Ruf der Bedrängten, Verfolgten und der Märtyrer oder nicht?

In der Zeitschrift für Kirchengeschichte erschien 1936 ein Aufsatz zu den Völkermorden an den christlichen Völkern in der Türkei aus Anlass der Massaker von Semile 1933 im Irak. Der Verfasser fragt da die Haltung der Kirchen an: ob da in der Ökumene nur vorübergehend große Worte gemacht würden, am Ende aber über das Schicksal der Getöteten hinweggegangen und zur Tagesordnung zurückgekehrt werde? Daran musste ich denken, als ich beim Angriff des IS auf die Dörfer der Khabur-Region von einem Priester von dort gefragt wurde, ob wir denn wüssten, wer sie seien. Natürlich war ihm klar, dass ich das wusste. Aber es war doch mehr als eine rhetorische Frage. Es war die Erinnerung an die Massaker von 1933, deren Überlebende nun besonders südlich des Khabur lebten und die ihre Dörfer weiter Camps nannten, weil sie sich nicht abfinden wollten mit dem, was ihnen widerfahren war.

Und so stand ich da für die überwältigende Mehrheit der Christenheit, die den an Assyriern verübten Genozid von 1915 und die Massaker gegen sie in den Jahren 1848 und 1933 eben doch vergessen hatten. Viele der nach dem Ersten Weltkrieg nach Syrien und in den Irak geflüchteten Christen tragen solche historischen Traumata in sich: Armenier, Syrisch-Orthodoxe oder Aramäer, Assyrer, Pontus-Griechen, Chaldäer. Wer sie verstehen will, muss darum wissen. Ich war im vergangenen Jahr auf einer großen Veranstaltung aller protestantischen Kirchen der

Region in Beirut und habe deren massiven Anklagen zugehört, mit den Pastoren von Bagdad und Aleppo, von Kairo und wo auch immer noch her diskutiert. Nicht immer haben sie einfach Recht, aber verstehen kann ich sie schon. Natürlich wäre gemeinsames Handeln deutscher Protestanten und russischer Orthodoxer etwa eines, das Protestanten und Orthodoxe einbeziehen müsste. Auch in Syrien dürfen dann die Protestanten nicht aus dem Blick geraten. Es wäre etwas Großes, wenn es wenigstens zeichenhaft und transparent in Syrien und in der Migration zu Akten christlicher Gemeinsamkeit käme, ohne den Dissens zu verleugnen.

Darf aber geholfen werden, wo die Gefahr besteht, dass sich Terroristen etwa der Bauten bemächtigen oder – wie in Aleppo – der Schule den Bus entführen? Wie kann denn verhindert werden, dass Hilfe dazu führt, dass Unrecht verstetigt wird durch Strukturen, die der Sehnsucht der Menschen nach einer grundlegend gewandelten Gesellschaft nicht Rechnung tragen?

Entschuldigen Sie, wenn ich als Universitätsprofessor dieses kaum akademische Papier hier einbringe. Als Bischof Raphael uns darauf hingewiesen hatte, dass die umgekommenen 21 Kopten ein Segen für das Land seien, da haben wir ihm geantwortet, indem wir inmitten dieser Versammlung das „Kyrie eleison“ aus Taizé anstimmten. Meine Studierenden weinten dabei, aber sie weinten nicht allein. Das Geschehen war für viele überwältigend, weil das Kyrie unser aller Gefühle in sich aufnahm und wir unser gemeinsames Sein am Leib Christi in einem letzten Ernst erfuhren. Die Studierenden dienten da einem Geschehen, das sie weit überstieg. Und die Berührung unserer Gastgeber war ein Geschenk für sie, wie sie es selten noch einmal erleben werden. Sie erfuhren etwas vom Ernst des Glaubens, den sie so in der Heimat nicht hätten erfahren können. Gemeinsames Handeln unserer Kirchen mit unseren orientalischen Geschwistern kann – davon bin ich überzeugt – unsere Spiritualität vertiefen, elementarisieren und erneuern, wo wir unseren Geschwistern offen und partnerschaftlich – ein schwieriges Lehrstück für professionelle Helfer! – an die Seite treten, sie stützen und in ihrem Amt stärken, Zeichen christlichen Glaubens im Orient zu sein.